

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung: Familienintegration – Eine neue Betreuungsform in den Hilfen zur Erziehung entsteht	7
	Anlass für Veränderungen	7
	Familienintegration als Idee – Scheitern und Neubeginn	10
	Die Konstruktion	11
	Die Programmatik	12
	Dorfplatz?	14
	Die bisherigen Erfahrungen	14
	Grundsätzliches zur Organisation	15
	Das neue Kinder- und Jugendstärkungsgesetz	15
2	Beschreibungen des Arbeitsfeldes	17
2.1	Inhalte von Familienintegrativer Arbeit	17
2.2	Die vier Phasen der Familienintegrativen Arbeit	17
2.3	Ein Tag im Projekt	41
2.4	Besondere Herausforderungen im Alltag	44
2.5	Kleine Befragungen und Eindrücke von Familien zum Thema Familienintegration	58
2.6	Fazit	65
3	Familien in Krisen – Blick in die Praxis	69
3.1	Fallbeispiel in der Familienintegration – heraus aus der Krise	74
3.2	Mütter und Väter auf der Suche nach neuen Wegen	96
4	Wer sind die Professionellen im Feld?	111
4.1	Besonderheiten der Persönlichkeiten der Fachkräfte	111
4.2	Professionelle Haltungen	116
4.2.1	Haltung gegenüber Familien	116
4.2.2	Haltung gegenüber Kolleginnen und Kollegen im Team	119
4.2.3	Haltung gegenüber anderen Fachkräften im Arbeitsfeld	120
4.3	Erfahrungen und Wissensbestände	121
4.3.1	Profession – Erfahrungswerte – Fachkompetenz	121
4.3.2	Methodenkenntnisse und Arbeitsansätze in der Familienintegrativen Arbeit	131

5	Methoden und Arbeitsansätze in der Familienintegrativen Arbeit	141
5.1	Die besondere Haltung – Ein guter Ort	141
5.2	Lernen am Modell	145
5.3	Elternschule – Eltern als Lehrende und Lernende	149
5.4	Coaching	150
5.5	Patenschaften.	152
5.6	Bedürfnisanalyse	153
5.7	Skulpturverfahren.	154
5.8	Ein nachhaltiges Beziehungsangebot.	155
6	Wissen, über welches Fachkräfte verfügen sollten	159
6.1	Allgemeines Wissen in der Familienintegrativen Arbeit	159
6.2	Nötiges Wissen, um Familienintegrative Arbeit zu gestalten	160
	Beispiel 1 – Familienuntersuchungsrahmen (FUR)	161
	Beispiel 2 – Falllabor/Familienwerkstatt	163
	Beispiel 3 – Sozialpädagogische Familiendiagnosen.	166
7	Vom Scheitern	169
7.1	Scheitern aus Sicht der Familien	169
7.2	Scheitern aus Sicht der Fachkräfte	173
7.3	Was können wir tun, um ein Scheitern zu verhindern?	174
8	Fallbeispiele	177
	Familie Schröder	177
	Familie Hoffmann	186
9	Fazit.	193
	Literatur.	197
	Anhang	201
	Zahlen und Statistik (Zahlenbeispiele)	201
	Ein illustrierendes Interview.	207

1 Einleitung: Familienintegration – Eine neue Betreuungsform in den Hilfen zur Erziehung entsteht

Hans-Ullrich Krause

Anlass für Veränderungen

Mit den Veränderungen der gesetzlichen Rahmung im SGB VIII, insbesondere der Einführung des § 8a und der Entwicklungen des Kinderschutzes, nahm die Unterbringung von jüngeren Kindern in stationären Hilfen deutlich zu. In dieser Phase und bis heute waren Kurzzeitpflege und Pflegefamilien insgesamt nur bedingt ausreichend, um diese Entwicklungen aufzufangen. Aus diesem Grund nahmen die Unterbringungen jüngerer Kinder in der Heimerziehung wieder deutlich zu – ein Umstand, der in der Fachwelt kritisch gesehen wurde. Kleine Kinder, so bestand Einigkeit, gehören, wenn sie außerhalb ihrer Familie betreut werden müssen, in Pflegefamilien.

Und noch ein Aspekt spielt in diesem Diskurs eine wesentliche Rolle. Vor allem wenn Kinder in Obhut genommen werden müssen (z. B. in akuten Kinderschutzfällen), weil alle anderen Formen der Hilfe nicht mehr genügend Schutz und Sicherheit ermöglichen, entstehen Situationen, die sich in aller Regel in höchstem Maße problematisch auf die Entwicklung von kleinen Kindern auswirken können. Denn mit der Trennung von Eltern und Kind(ern) verliert der junge Mensch abrupt jene Personen, die für ihn bislang zentral und bedeutsam gewesen sind – und zwar auch dann, wenn die gleichen Personen für die missliche Lage, in der das Kind sich befindet, die Verantwortung tragen. Die Kinder erleben einen Trennungskonflikt, der tiefen Eindruck bei ihnen hinterlässt – zumal wenn die unterbringenden Jugendämter oder/und die jeweiligen Träger diese Trennung mit dem Ersatz aller elterlichen Handlungen durch die Pflegepersonen und bisweilen sogar mit konsequenten Kontaktverboten unterstreichen, die Väter und Mütter also gänzlich den Kontakt zu ihren Kindern und umgekehrt verlieren. Diese Verfahren, so die kritische Bewertung, stellen in den Augen vieler Expertinnen und Experten selbst eine Gefährdung des Kindeswohls dar. Denn in der Folge entstehen zumindest fünf Folgeaspekte:

1. Wir wissen aus Forschungen, dass jüngere Kinder unter plötzlichen Trennungen von Mutter/Vater und der vertrauten Umgebung besonders stark leiden. Die Trennung wird nicht nur als Verlust erlebt, sondern als massive Bedrohung, da die vertraute Umgebung und die nahestehenden Personen Sicherheit und

Überleben vermitteln, der Verlust hingegen signalisiert Angst, nicht zu überleben (vgl. Grossmann & Grossmann 2004, S. 246ff.).

2. Das Kind beginnt seine Eltern bereits nach relativ kurzer, kontaktloser Zeit zu vergessen. Je jünger die Kinder sind, umso schneller vollzieht sich dieser Prozess – und zwar einfach deshalb, weil Kinder in dieser Lebensphase sehr rasche hirnganische Entwicklungen vollziehen und es zu Überlagerungen kommt, die ursprüngliche Bilder, Erinnerungen usw. verblassen lassen. Das Kind orientiert sich an den es umgebenden Personen. Diese werden bedeutsam, weil sie Nähe herstellen, für Nahrung sorgen, pflegerische Handlungen vornehmen, mit dem Kind sprechen usw. (vgl. Spitz 1996).
3. Aber auch aufseiten der Eltern zeigt sich ein Entfremdungseffekt. Das Kind, welches nun – symbolisch gesehen – bei fremden Menschen auf dem Schoß sitzt, im Bettchen einer unbekannten Organisation schläft und die Eltern scheinbar nicht mehr braucht, entfernt sich immer stärker, verliert an Bedeutung für das Leben der Eltern.
4. Das Kind lebt sich in seine neue Umgebung ein, es ist ein „Ersatzzu Hause“. Auch dann, wenn die Bezugspersonen in dieser Umgebung immer wieder wechseln und es diffuse Beziehungen gibt, kann ein Kind sich damit „abfinden“ und diese Situation für seine Entwicklung nutzen, zumal wenn es versteht (ganz im Sinne von Resilienz), sich immer wieder Menschen „auszusuchen“, die es für sich persönlich gewinnen kann (vgl. Welter-Enderlin & Hildenbrand 2012) – ein Umstand, der überlebensnotwendig ist, aber dazu führt, dass die Eltern in immer weitere Ferne rücken.
5. Die in der Organisation tätigen Fachkräfte übernehmen vollständig die Aufgaben der Eltern. Sie werden damit nicht nur zu „Ersatzeltern“ (eine Aufgabe, die sie nur bedingt erfüllen können), sie stehen zugleich moralisch über den Eltern, auch wenn sie das nicht wahrhaben wollen oder nicht bemerken. In logischer Konsequenz ist die Begegnung von pädagogischem Personal und Eltern von einem zunehmenden Ungleichgewicht gekennzeichnet, was nicht ohne Folgen bleiben wird.

Es sind insbesondere die Faktoren der unerwarteten, unvorhersehbaren Trennung als tiefgreifendes, bedrohliches Ereignis sowie der allmähliche Verlust von Beziehungen, die im Kontext von Inobhutnahmen und Unterbringungen von Kindern von erheblicher Bedeutung sind. Dieser besonderen Problematik muss sich die Jugendhilfe, die ja (in sorgender Absicht) dafür verantwortlich ist, dass es zu entsprechenden Trennungssituationen kommt, als Herausforderung stellen. Außerdem wurde in der sich veränderten Reaktionsintensität durch die Jugendämter deutlich, dass mit der Herausnahme von Kindern aus ihren Herkunftsfamilien zwar eine unmittelbare Gefahr abgewendet werden kann, dass aber gleichzeitig eine intensive Elternarbeit einsetzen muss, da ansonsten die Verantwortung und die

Fürsorgepflicht von den Eltern auf die Organisation übergeht und die Entfernung zwischen Kind und Mutter/Vater rasch immer größer wird. Da vor allem in der Phase, in der ein Kind aus Kinderschutzgründen in Obhut genommen wird, das Interesse der Mütter/Väter an ihren Kindern sehr deutlich wird, ist es geradezu zwingend, hier anzuknüpfen und gemeinsam nach Möglichkeiten zu suchen, die die Dinge zum Guten wenden.

Als die besagten rechtlichen Veränderungen umgesetzt wurden und in der Kinder- und Jugendhilfepraxis an Bedeutung gewannen, waren die Organisationen der Kinder- und Jugendhilfe eigentlich nicht darauf vorbereitet. In vielen Regionen gab es weder genug Kurzzeitpflegestellen noch ausreichend allgemeine Pflegefamilien. Auch waren die Bereitschaft und die inhaltlich-methodische Fähigkeit, eine intensive Elternarbeit gerade in Krisensituationen zu gestalten, vielfach wenig ausgeprägt. In der Folge langten jüngere Kinder in normalen Wohngruppen an, die sich erst nach und nach auf die Betreuung kleiner Kinder einstellen mussten. Nicht selten suchten Freie Träger und Jugendämter den Ausweg in sogenannten Kleinkindgruppen oder Säuglingsgruppen, Krisengruppen für Kleinkinder als Betreuungsformen, die die Profession in den 1980er- und 1990er-Jahren vehement bekämpft und schließlich weitestgehend abgeschafft hatte. Man war sich darüber einig, dass Kinder unter sechs Jahren nicht in Schichtdienstgruppen gehören. Die Begründungen für diese Position sind hinlänglich bekannt und umfangreich. Doch es blieben keine Auswege. Die veränderte Rechtssituation zwang die Jugendämter zum Handeln, und so mussten stetig steigend immer mehr Kinder untergebracht werden.

Allerdings hatten zu diesem Zeitpunkt bereits früher einsetzende Veränderungen in der „Eltern- und Familienarbeit“ (insbesondere durch Anregungen aus der ambulanten Familienhilfe) immer stärkere Wirkungen entfaltet. Auch in der Heimerziehung veränderte sich die professionelle Haltung hin zu einer verbesserten, intensiveren Elternarbeit in Krisensituationen und im Rahmen der Heimerziehung insgesamt. Das war nie flächendeckend und allumfassend, aber es gab Trends, die besagte Veränderungen deutlich machten (vgl. Rätz, Schröer & Wolff 2014, S. 129ff.). Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, die auf diesem Wege neue Erfahrungen sammelten, konnten feststellen, dass Eltern in den Hilfen zur Erziehung durchaus Interesse an Zusammenarbeit haben und immer dann aktiv dabei sind, wenn sie sich wirklich einbezogen und wertgeschätzt fühlen.

All das führte ab etwa 2006 dazu, dass Fachkräfte stärker als bislang nach neuen Wegen suchten, Familien im Blick zu behalten und Trennungen so weit als möglich zu verhindern.

Familienintegration als Idee – Scheitern und Neubeginn

Die eigentliche Idee, Familien in ihrer Gesamtheit stationär zu betreuen, entstammt einer Studienreise von Lehrenden und Studierenden der Alice Salomon Hochschule Berlin nach Israel, bei der unterschiedliche Projektideen vor Ort genauer analysiert wurden. In Tel Aviv hatte ein Träger eine eigentlich etwas befremdliche Form der Betreuung entwickelt: Familien lebten für zwei Wochen in einer Einrichtung und wurden dabei ständig von Kameras aufgenommen und beobachtet. An jedem Abend wurden jene Szenen gemeinsam mit den Eltern ausgewertet, die als besonders problematisch oder besonders gelungen verstanden wurden. Eltern sollten lernen, sich selbst besser zu reflektieren und ihr Verhalten einzuschätzen. Ein wenig erinnerte diese Rahmung an Video-Home-Training. Aber die permanente Überwachung wurde selbstverständlich stark in Zweifel gezogen. Hingegen erschien die Idee, Kinder, die aus Kinderschutzgründen stationär untergebracht werden müssen, nicht allein zu betreuen, sondern die Eltern mit einzuladen – damit Trennungen verhindert und stattdessen nötige Beziehungen und Verantwortungen aufrechterhalten werden können –, als sinnvoll.

Der erste Versuch, eine entsprechend konzeptuell neu entwickelte Einrichtung zu gestalten, schlug mit Konsequenz fehl. Der Träger, der ein solches Projekt in Berlin ins Leben rief, hatte geplant, bis zu acht Kinder parallel zu betreuen und Vätern/Müttern eine temporäre Anwesenheit zu ermöglichen. Die Kinder sollten nach § 34 GB VIII aufgenommen werden, die Eltern als Gäste möglichst häufig anwesend sein und – wenn machbar und sinnvoll – sogar in der Einrichtung übernachten können. Für jede Familie sollte ein eigenes, gemeinsam mit Eltern und Kindern erarbeitetes Hilfeprogramm entwickelt werden. Dabei sollten die zu bearbeitenden Probleme lokalisiert und in der Folge durch Übungen und Reflexion im realen Alltag erörtert und behoben werden. Doch so hoffnungsvoll diese Bemühungen in ihrer Umsetzung auch waren, nach einem knappen halben Jahr endete der Versuch in einer Krise, welche die weitere Entwicklung eines solchen Projektes vorerst unmöglich machte.

Was war geschehen? Es waren vor allem die Fachkräfte (Erzieherinnen und Erzieher, Sozialpädagoginnen und -pädagogen, Familientherapeutinnen und -therapeuten), die deutlich an ihre Grenzen gestoßen waren. Die häufige Anwesenheit der Eltern, die Kinder, die zwischen den Pädagoginnen bzw. Pädagogen und Eltern Ansprechpartnerinnen und -partner suchten, die Mütter und Väter, die die Nähe zu den Fachkräften dafür zu nutzen versuchten, neben den Themen der eigenen Familie und der Kinder auch die eigene Geschichte, die vielfältigen persönlichen Probleme zu bearbeiten, die Unklarheiten der jeweiligen Rollen der Pädagoginnen und Pädagogen sowie der Therapeutinnen und Therapeuten, aber auch die sehr privaten und persönlichen Situationen der Erwachsenen, mit denen insbesonde-

re die Fachkräfte im Verlauf eines Tages konfrontiert wurden – all dies führte zur einer enormen Überlastung und Überforderung.

Um es auf den Punkt zu bringen: Die Fachkräfte waren auf eine solche Arbeitsweise, auf die sich damit veränderten Arbeitsbedingungen usw. nicht vorbereitet.

Dennoch blieben die oben beschriebenen veränderten Anforderungen an die Kinder- und Jugendhilfe erhalten. Was wiederum zur Folge hatte, dass ein weiterer Versuch unternommen werden musste. Diesmal wurden die Pädagoginnen und Pädagogen gezielter ausgewählt und versammelt. Es brauchte Fachleute, die eine wesentlich engere, dauerhafte und komplizierte, den gesamten Alltag umfassende Arbeit mit Eltern nicht nur ertrugen, sondern ganz bewusst als normale Arbeitswelt akzeptierten und als gut befanden. Außerdem musste eine grundsätzlich neu entwickelte Arbeits- und Hilfestruktur entwickelt werden. Diese musste sowohl die Alltagsgestaltung (Nachtruhe, Frühstück, Wege in Kita und Schule, Mittagessen usw.) einbinden als auch entsprechende pädagogische Handlungen integrieren, die auf die Kinder zielten. Es musste klar werden, welche konkreten Aufgaben Eltern und welche die pädagogischen Fachkräfte übernehmen. Es war zu klären, welche Aufgaben vonseiten der Fachkräfte abgenommen und welche zurückgewiesen werden sollten: Wer sollte Verantwortung dafür tragen, welche Kleidung das Kind an einem kalten Tag tragen soll und wie diese ausgewählt wird? Wer sollte für das Abendessen an diesem Tag verantwortlich sein? etc. Und nicht zuletzt war es nötig, das Miteinander für alle angenehm, förderlich und funktional zu gestalten.

Die Konstruktion

Familienintegrative Arbeit bedeutet, dass Kinder und Eltern trotz notwendiger Kinderschutzaufgaben und der stationären Aufnahme der jungen Menschen in wesentlichen Teilen weiter zusammenleben. Um das zu zuwege zu bringen, müssen Bedingungen hergestellt werden, die räumlich und strukturell familiales Leben ermöglichen. Privatheit und Intimität haben dabei eine wichtige Bedeutung. Räumlichkeit bedeutet hierbei auch, dass Rückzugsräume vorhanden sein müssen. Darüber hinaus ist gemeinsames Leben mit allen im Projekt betreuten und tätigen Menschen ebenfalls wichtig – Gemeinsamkeit als Lern- und Schutzgeschehen. Eltern und Kinder sollen im gemeinsamen Handeln, also z. B. beim Mittagessen, einander beobachten und in den Austausch darüber gehen, wie Rituale gestaltet, Kinder beruhigt, freundliche Gespräche geführt oder kritische Anmerkungen angemessen entgegengenommen werden können. Es geht also zunächst um die Herstellung eines angemessenen Verhältnisses von Privatheit und Gemeinschaft im räumlichen und organisatorischen Sinne. Als besonders geeignet haben sich kleine Familienappartements und große Gemeinschaftsräume erwiesen.

Familienintegration bedeutet insbesondere die Herstellung einer umfassenden Atmosphäre der gegenseitigen Akzeptanz und Wertschätzung, und zwar zwischen

den Fachkräften und den Betreuten, aber auch zwischen den Betreuten untereinander, also zwischen den Müttern, Vätern und Kindern.

Es geht um gesicherte und verlässliche Abläufe und Rituale, aber ebenso um die Möglichkeit, Abweichungen und Veränderungen zuzulassen. Diese Gegebenheiten entstehen jedoch nur, wenn es eine umfassende Beteiligung aller am Geschehen involvierten Personen gibt (vgl. Krause 2014). Beteiligung bedeutet hier insbesondere, dass alle am Geschehen beteiligten Personen davon ausgehen, dass es sich um ein gemeinsames Vorhaben handelt, für das alle Verantwortung tragen – und das in jeder Hinsicht, also Verantwortung für die Kinder, den Erhalt gemeinschaftlichen Lebens, die Einhaltung vereinbarter und abgestimmter Vorgaben und Regeln usw.

Die Aufgaben und Zuständigkeitsbereiche der Fachkräfte müssen den betreuten Menschen deutlich werden. Das heißt, dass die Funktionen der unterschiedlichen Professionen (Erzieherinnen und Erzieher, Sozialpädagoginnen und -pädagogen, Therapeutinnen und Therapeuten) erkennbar sein müssen. Dennoch ist es notwendig, dass diese Zuständigkeiten keine wirklichen Abgrenzungen bedeuten. Eine Familientherapeutin kann sich mit Kindern zusammensetzen und die Erstellung von Hausaufgaben unterstützen, eine Sozialpädagogin kann einem Säugling die Flasche geben, eine Erzieherin kann ein Elterngespräch führen. Das Setting ist keine Station in einem Krankenhaus, sondern eher mit einer gut funktionierenden Dorfgemeinschaft zu vergleichen, in der man sich gegenseitig zur Seite steht. Solidarische Unterstützung ist, wenn man so will, eine weitere grundsätzliche, Haltungs- und strukturelle Voraussetzung für das Gelingen Familienintegrativer Arbeit.

Zu den nötigen Voraussetzungen gehören außerdem die Versorgung und Beköstigung der Kinder unter Eigenverantwortung der Eltern. Dies kann sowohl in der Gemeinschaft (z. B. Abendessen) als auch in der kleinen Familie ermöglicht werden. Da die Eltern einen Gaststatus genießen, sind sie verpflichtet, für ihre Versorgung aus eigenen Mitteln beizutragen.

Die Programmatik

Familienintegration hat den Erhalt der Familie zum Ziel. Dabei wird weniger davon ausgegangen, dass Eltern nun, da sie zuvor irgendwie versagt haben, lediglich zu lernen brauchen, wie man es richtig umsetzt, indem sie eine Art „Elternschule“ durchlaufen bzw. alles oberlehrerhaft korrigiert wird, was falsch gemacht wird. Im ersten Schritt geht es vielmehr programmatisch darum, die Kinder zu unterstützen, gegebenenfalls erst einmal zu versorgen, einen sicheren, angenehmen Ort zu gestalten usw. (vgl. Winkler 2014). Im zweiten Schritt stehen bei dieser Form der Hilfe insbesondere die Eltern mit ihren menschlichen Bedürfnissen und Ängsten im Zentrum (vgl. Krause & Rätz 2015). Es geht darum, ihnen Mut zu machen und

sie dabei zu unterstützen, wieder Zuversicht zu gewinnen und an sich selbst zu glauben – gute Mütter und Väter zu sein (vgl. Conen 2002). Das ist nur logisch, denn ein mut- und hoffnungsloser Vater, der sich selbst als Verlierer sieht, kann richtiges Verhalten lernen wollen, so sehr er will, er wird dieses Wissen nicht in den Alltag, der so trostlos und unangenehm ist, übertragen. Beim familienintegrativen Arbeitsansatz geht es also programmatisch darum, Lebensfreude und Lebenskräfte zu entwickeln, sodass Eltern von sich aus aktiv werden, sich selbst verändern zu wollen und zu können.

Eine veränderte Haltung gegenüber sich und dem eigenen Leben bzw. der Zukunft erzeugt zugleich eine Veränderung in der Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion, was auf einen weiteren wichtigen Aspekt des programmatischen Ansatzes hindeutet: Väter und Mütter werden dabei unterstützt, sich selbst, die eigenen Schwächen und Probleme, aber auch die eigenen Ressourcen und Entwicklungsmöglichkeiten zu erkennen und zu verstehen. Verstehen ist also eine Art Zentralbegriff, wenn über Familienintegration nachgedacht wird. Dieses Verstehen ist an das Interesse gebunden, wirklich erkennen und verstehen zu wollen – was wiederum mit der Entwicklung von Zuversicht und Hoffnung verbunden ist. In der Praxis haben sich viele methodische Ansätze entwickelt und fest etabliert, z. B. die Sozialpädagogische Familiendiagnose. Diese Methode beinhaltet ein leitfadengestütztes Interview sowie mehrere Auswertungsschritte unter direkter Beteiligung der Mütter/Väter und gegebenenfalls der Kinder. Andere Methoden des Verstehens sind Biografiearbeit und Familiencoaching. So kann ein sogenanntes „Buch der Stärken meines Kindes und meiner Familie“ dabei helfen, eine neue, veränderte Sicht zu entwickeln (vgl. Wolff & Stork 2013, S. 75ff.). Biografiearbeit kann die eigene Entwicklung und die der Familie erkennbar machen und Höhen und Tiefen hervorheben bzw. die damit verbundenen Hintergründe aufzeigen (vgl. Rätz-Heinisch & Köttig 2007). Erst dann rückt die direkte Praxis des Handelns und des Lernens in den Mittelpunkt. Familien nehmen direkt und aktiv am Leben in der Gemeinschaft teil und erzeugen dabei eine weitreichende Öffentlichkeit ihrer Selbst. Das ist Wagnis und Chance zugleich. Doch auch bei diesem Teilaspekt von Programmatik kommt es auf die positive Stimulanz der Persönlichkeitsentwicklung der Eltern an. Fühlt sich jemand sicher und stark, wird das Interesse an den anderen und dem Vergleich wachsen. Hingegen ist es mit hoher Wahrscheinlichkeit unnütz, Eltern dazu anzuhalten, sich an vermeintlich positiven Verhaltensweisen anderer Eltern ein Beispiel zu nehmen. Und wer wirklich dazulernen will, wird sich die Umgebung als Lernfeld erschließen, wird Interesse am Austausch entwickeln können. Das hat den Hintergrund, dass Eltern im Verlauf ihrer bisherigen Betreuungszeit, z. B. in Hinblick auf das Jugendamt, tendenziell eher darauf geachtet haben, nicht zu viel von den vorhandenen Problemen deutlich werden zu lassen. Aber im Rahmen einer gestalteten Gemeinschaft und mit wachsendem Selbstbewusstsein und der Hoffnung, dass es besser wird und man erfolgreich handeln kann, entwickelt sich

auch das Interesse, sich mit anderen zu vergleichen, in den Austausch zu gehen, Kritik anzunehmen – ja, das Interesse an Kritik wächst sogar. An dieser Stelle ist außerdem die Methode des Familienrates, die in einer Modifizierung zur Anwendung kommen kann, hervorzuheben. Eltern und Kinder beraten in der großen Gruppe gemeinsam, welche Ressourcen und Möglichkeiten in einer Familie stecken, was getan werden sollte, damit das Miteinander besser funktioniert (vgl. Früchtel & Roth 2017). Man will es wirklich wissen. Was mache ich vielleicht falsch, was sollte ich ändern, was machst du anders, sodass du erfolgreich bist? Wie steht es um sinnvolle Rituale, wie geht erfolgreiches und erfreuliches Familienleben überhaupt, wie kann der Alltag gewinnbringend für alle gestaltet werden (vgl. Morgenthaler & Hauri 2010)?

Dorfplatz?

Familienintegration ist vergleichbar mit dem, was in früheren Zeiten und in manchen Regionen dieser Welt auch heute noch der Dorfplatz für Familien war bzw. ist. Man trifft sich, die Kinder spielen, es wird gegessen und geredet. Die Eltern tauschen sich aus, etwa darüber, was man am besten unternimmt, wenn das Kind fiebert oder sich am Knie verletzt hat, wie bei den Hausaufgaben geholfen werden kann und was unternommen werden sollte, wenn es Ärger gibt. Man berichtet von Beispielen und erzählt sich lehrreiche Geschichten, es wird gemeinsam nachgedacht und neue Ideen entstehen.

Natürlich ist das Beispiel nur bedingt übertragbar, denn die Leute treffen sich freiwillig auf dem Platz neben der Kirche, in einem Kinder- und Jugendhilfeprojekt ist immer auch Zwang im Spiel. Wenn es jedoch gelingt, die Begegnungen als sinnvoll, angenehm und produktiv erlebbar zu gestalten, wenn die Atmosphäre zugewandt und offen ist, wenn die beteiligten Mütter und Väter sich stärker und hoffnungsfroh erleben, dann kann solch ein Dorfplatz entstehen, auf dem man, vor allem wenn Rat und Tat gefragt sind, nicht fehlen sollte.

Die bisherigen Erfahrungen

Wir blicken zurück auf eine nunmehr 15-jährige Arbeit im Rahmen des familienintegrativen Ansatzes. In fünf Teileinrichtungen mit jeweils drei bis sechs Familien werden Kinder und Eltern betreut. Die Anwesenheit der Eltern gestaltet sich unterschiedlich. Aber das Interesse an einer intensiven Nutzung ist sehr hoch. Über ein Drittel der Nutzer sind Väter – nicht selten als Alleinerziehende. Die Verweildauer beträgt sechs bis 24 Monate. Es hat sich als sinnvoll erwiesen, die Nutzung dieser Form nicht unter einem Jahr und nicht länger als zwei Jahre zu ermöglichen, was nicht heißt, dass es nicht auch Ausnahmen gibt. 85 % der Nutzerinnen und Nutzer gelingt es, die Familie zu erhalten. Aber selbst dann, wenn Kinder nach der Betreu-

ungszeit in eine Pflegefamilie oder eine Wohngruppe wechseln, muss das nicht als Misserfolg verstanden werden. Es gibt Eltern, die von sich aus und trotz intensiver Nutzung der Hilfen sagen, dass es besser ist, wenn ihre Kinder in Betreuung bleiben. Etwa 90 % der Nutzerinnen und Nutzer beschreiben die Zeit in dieser Form der Betreuung als sinnvoll, erfolgreich und angenehm.

Grundsätzliches zur Organisation

In den Projekten, in denen familienintegrativ gearbeitet wird, werden Kinder im Rahmen von Kinder- und Jugendhilfe stationär aufgenommen und betreut. Dazu gehört gesetzlich geregelt eine intensive Arbeit mit den Eltern, um die Familie zu erhalten und eine Rückkehr der Kinder in den elterlichen Haushalt zu ermöglichen. Das ist das Kernziel aller stationären Betreuungsformen. Familienintegration trägt dem Rechnung und konzentriert sich auf diese intensive Unterstützung und Förderung der Mütter und Väter. Das bedeutet eine möglichst breitgefächerte und intensive Einbeziehung der Eltern in alle die Kinder betreffenden Prozesse. Voraussetzung ist eine temporäre Anwesenheit der Eltern. Das kann an den Nachmittagen, in den Morgenstunden, an Wochenenden auch phasenweise über eine längere Zeit erfolgen. Dabei versorgen sich die Eltern selbst, können sich mit und bei ihren Kindern aufhalten und als Gäste anwesend sein. Je nachdem, welches konkrete Programm für die einzelne Familie nötig ist, wird sich die Elternarbeit so oder so gestalten.

Das neue Kinder- und Jugendstärkungsgesetz

Auch das im Jahr 2021 eingeführte neue **Kinder- und Jugendstärkungsgesetz** (KJSG) betont die notwendige Einbeziehung von Eltern in die Hilfeprozesse der Jugendhilfe. Somit ist das Anliegen der familienintegrativen Arbeit in diesen Zusammenhängen noch einmal deutlich gestärkt worden.

Dieses Buch wird nun den Versuch unternehmen, sowohl theoretische Aspekte moderner Sozialer Arbeit insgesamt und speziell in der familienintegrativen Arbeit aufzugreifen, wie es insbesondere die konkrete Praxis erläutern und darzustellen sucht.